

Gabriele Wagner · Philipp Hessinger (Hrsg.)

Ein neuer Geist des Kapitalismus?

Gabriele Wagner
Philipp Hessinger (Hrsg.)

Ein neuer Geist des Kapitalismus?

Paradoxien und Ambivalenzen
der Netzwerkökonomie



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe

Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15315-5

Inhalt

Philipp Hessinger/Gabriele Wagner:

Max Webers Protestantismus-These und der „neue Geist des Kapitalismus“ –

Eine deutsch-französische Gegenperspektive 9

I. Kritische Theorie und Soziologie der Kritik

Hermann Kocyba/Stephan Voswinkel

Kritik (in) der Netzwerkökonomie 41

Philipp Hessinger

Krise und Metamorphose des Protests:

Die 68er Bewegung und der Übergang zum Netzwerkkapitalismus 63

II. Dynamiken der Weltbildentwicklung und kapitalistischer Prozess

Markus Pohlmann

Die neue Kulturtheorie und der „Geist des Kapitalismus“ –

Max Weber and beyond..... 103

Christoph Deutschmann

„Kapitalismus“ und „Geist des Kapitalismus“ –

Anmerkungen zum theoretischen Ansatz Boltanski/Chiapello 127

Friedhelm Hengsback

Kapitalismus als Religion? 145

III. Die Ambivalenz der neuen organisatorischen Kontrollformen

Alihan Kabalak/Birger P. Priddat

Management, Governance und Netzwerke:

Kapitalismusmodernisierung als Mobilisation von Lateralität..... 195

Harald Wolf

Die duale Institution der Arbeit und der neue(st)e Geist des Kapitalismus	219
--	-----

Antonia Langhof

„Ich habe gerne ein gutes Produkt, das ich vorzeige“ – Zur Managementisierung der humanitären Hilfe	233
--	-----

IV. Die gesellschaftliche Beschreibung von Arbeitsverhältnissen und die Wiederkehr der sozialen Frage

Birgit Geissler

Zeitsouveränität: die paradoxe Suche nach Selbstbestimmung	257
--	-----

Ursula Holtgrewe

Die Organisation der Ausblendung: Der „neue Geist des Kapitalismus“ und die Geschlechterverhältnisse	279
---	-----

Gabriele Wagner

Vom Verstummen der Sozialkritik	311
---------------------------------------	-----

Autorinnen und Autoren	339
------------------------------	-----

Vorwort

Der hier vorgelegte Sammelband geht auf teils schon länger bestehende Forschungskontakte und -kooperationen zwischen einigen der beteiligten Autorinnen und Autoren zurück. Diese gemeinsamen Forschungsperspektiven wurden unter der Fragestellung „Ein neuer Geist des Kapitalismus? Ambivalenzen und Paradoxien der Netzwerkökonomie“ im Rahmen einer Tagung, den die Herausgeberin und der Herausgeber im Dezember 2005 am Bielefelder Zentrum für interdisziplinäre Forschung ausgerichtet haben, systematisch zusammengeführt und durch weitere Beiträge ergänzt. Der Sammelband wäre ohne die Unterstützung von Menschen und Einrichtungen an der Universität Bielefeld nicht zustande gekommen, denen wir an dieser Stelle unseren Dank aussprechen möchten.

Wir danken dem Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZIF) für die organisatorische und vor allem auch für die finanzielle Unterstützung der Tagung. Danken möchten wir den anonymen Gutachterinnen und Gutachtern für konstruktive Hinweise zur inhaltlichen Ausgestaltung der Arbeitsgemeinschaft beziehungsweise der Tagung. Für die ebenso umsichtige wie geduldige Organisation der Tagung möchten wir uns bei Trixi Valentin (ZIF) bedanken.

Unser Dank gilt auch allen Vortragenden und Teilnehmerinnen und Teilnehmern an den Diskussionen der Tagung für zahlreiche wichtige Beiträge, die Antworten auf die Frage nach „den Ambivalenzen und Paradoxien der Netzwerkökonomie“ gaben oder weiterführende Fragen aufwarfen. Ebenfalls zu danken haben wir dem Lektor des Verlages für Sozialwissenschaften, Frank Engelhardt, für die konstruktive Zusammenarbeit.

Sowohl bei der Organisation der Tagung als auch bei der Erstellung der Druckvorlage für den hier vorliegenden Sammelband haben wir uns auf die engagierte und kompetente Unterstützung von Astrid Dinter, Universität Bielefeld, verlassen können. Hierfür und für ihren langen Atem, immer wieder neue Korrekturen in die einzelnen Beiträge einzuarbeiten, schulden wir ihr ganz besonderen Dank. Auch Gabi Schulte danken wir für ihre Hilfe.

Philipp Hessinger/Gabriele Wagner

Max Webers Protestantismus-These und der „neue Geist des Kapitalismus“ – Eine deutsch-französische Gegenperspektive

1. Das Unbehagen am heutigen Kapitalismus

Der britische Historiker Eric Hobsbawm datierte das Ende des „kurzen 20. Jahrhunderts“ auf den Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme Osteuropas Ende der 1980er Jahre. In seiner Sicht ist das kapitalistische Wirtschaftssystem mittlerweile im weltweiten Maßstab alternativlos. Die Kehrseite dieses epochalen Sieges der westlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung sieht Hobsbawm darin, dass ein nunmehr „normalisierter“ Kapitalismus beginnt, seine wohlfahrtsstaatlichen Einhegungen abzubauen. Ihm zu Folge beruhte die wohlfahrtsstaatliche Zählung auf den erfolgreichen Initiativen „interner“ Reformbewegungen. Darüber hinaus wurde sie nach seiner Einschätzung nicht zuletzt auch aufgrund des „externen“ Drucks der Systemkonkurrenz zwischen Ost und West von den herrschenden Eliten „zugestanden“ (Hobsbawm 1995: 707).

Diese – an sich kaum bestrittene – Beobachtung der Alternativlosigkeit des Kapitalismus hat in der öffentlichen Debatte zu einer scharfen Polarisierung geführt. Auf der einen Seite melden sich nicht nur in den Wirtschaftsteilen, sondern auch in den Feuilletons der großen Zeitungen die Anhänger dieser Wirtschaftsform zu Wort, die dem kapitalistischen Wirtschaften einen besonderen ethischen und moralischen Status zusprechen (vgl. Lau 2003; Herzinger 2003; Schmidt 2003). Dieser Position zu Folge beweist gerade die Tatsache, dass der Kapitalismus immer ein anti-individualistisches Ressentiment hervorgerufen hat, dass er „aufgeklärt“ und modern sei. Das Ressentiment falle auf die Kritiker zurück, weil diese den Vorzug einer moralisch „ausgeköhlten“ und von „Gemeinschaftsbindungen“ weitgehend freien Wirtschaftsordnung noch gar nicht genügend zu schätzen gelernt haben (Rutschky 2003; Fischer 2003). Im Gegenzug beschränken sich die Kritiker des heutigen Kapitalismus darauf, seine derzeit dominante ideologische Form, den Neoliberalismus, zu hinterfragen beziehungsweise zu desavouieren (Klein 2002; Forrester 2001; dies. 1998; Bourdieu 1998). Dabei fällt die „Schelte“ umso drastischer aus, je stärker sich die Kritik von dem (Verschwörungs-)Argument leiten lässt, den „Terror der Ökonomie“ (Forrester 1998) dem konkreten Wirken einer Schar von Beratern, Medienvertretern, Unternehmern und Politikern zuzuschreiben – und nicht einfach mehr dem „System“ als solchem.

Aus mehreren Gründen ist die Position der Kritiker zurzeit prekärer als die der Befürworter „des Systems“: Die Entwicklung des heutigen Kapitalismus hat zu einer „Heimatlosigkeit“ der Kritik beigetragen. So heißt es bei Manuel Castells:

„Während also die kapitalistischen Produktionsverhältnisse weiter bestehen und in vielen Volkswirtschaften die herrschende Logik sogar strikter kapitalistisch ist als jemals zuvor, tendieren Kapital und Arbeit doch zunehmend dazu, in unterschiedlichen Räumen und Zeiten zu existieren: im Raum der Ströme und im Raum der Orte, Instant-Zeit der Computernetzwerke gegenüber der Uhrenzeit des Alltagslebens. (...) Das Kapital tendiert dazu, in einen Hyperspace der reinen Zirkulation zu entweichen, während sich die kollektive Einheit der Arbeit in eine unendliche Varianz der Existenzen auflöst. Unter den Bedingungen der Netzwerkgesellschaft ist das Kapital globalisiert, die Arbeit individualisiert“ (Castells 2001: 534).

Auch aus der Perspektive der Einzelnen gesehen greift Kritik oft deswegen ins Leere, weil sich die Akteure mit neuen Paradoxien und Ambivalenzen des individuellen Handelns und der persönlichen Lebensplanung konfrontiert sehen. Diese sind Folge des Individualisierungsprozesses und der damit verbundenen Delegation von Verantwortung an den Einzelnen, der seinerseits mit dem Abbau kollektiver Sicherheiten und gesellschaftlicher Solidarität einhergeht (dazu Wagner in diesem Band).

Mit Blick auf veränderte Mitgliedschaftsverhältnisse beobachten Pongratz und Voß das Aufkommen eines neuen individualisierten und marktbezogenen Typus, den sie als „Arbeitskraftunternehmer“ bezeichnen. Diese Form könnte ihrer Einschätzung nach den bisher vorherrschenden beruflich basierten Typus zumindest ergänzen, wenn nicht sogar ablösen (Pongratz/Voß 2000: 240). Die Folgen dieser Entwicklung schätzen sie hochambivalent ein: „Verunsicherung über flexibilisierte Arbeits- und Lebensbedingungen und Mythenbildung in Bezug auf die Erfolgsrezepte hängen eng zusammen. (...) Für die Erfahrung des Scheiterns verbleiben dann pathologische Kategorien wie Arbeitssucht und Burn-Out, Mobbing und psycho-sozialer Stress“ (ebd.). Der Sozialpsychologe Alain Ehrenberg vertritt in diesem Zusammenhang die These, dass die in allen fortgeschrittenen Arbeitsgesellschaften zu konstatierende Zunahme von Depressionen ihren Grund im Phänomen des „erschöpften Selbst“ hat.

„Die Depression ist die Krankheit des Individuums, das sich scheinbar von den Verboten emanzipiert hat, das aber durch die Spannung zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen zerrissen ist. Wenn die Neurose das Drama der Schuld ist, so ist die Depression die Tragödie der Unzulänglichkeit. Sie ist der vertraute Schatten des führunglosen Menschen, der des Projekts, er selbst zu werden, müde ist und der versucht ist, sich bis zum Zwanghaften Produkten und Verhaltensweisen zu unterwerfen“ (Ehrenberg 2004: 12).

Die Paradoxie, die mit den neuen Anforderungen an die Autonomisierung des Einzelnen bei gleichzeitiger Fokussierung auf die Imperative der Vermarktli-

chung und Ökonomisierung einhergeht, wurde von den Wissenschaftlern des Frankfurter Instituts für Sozialforschung auf die eingängige Formel der „Befreiung aus der Mündigkeit“ gebracht (Honneth 2002a).

Unverkennbar ist dabei ein in der Kultur des heutigen Kapitalismus weit verbreiteter Hang zur Mythen- und Legendenbildung – sei es nun der Mythos des visionären „Leaders“, der die Menschen für ein interessantes und lohnendes Firmenprojekt begeistern soll (Boltanski/Chiapello 2003: 135), seien es technisch-organisatorische Mythen oder urbane „Platzmythen“, die sich aus der Geschichte einzelner Industrien oder ganzer Industrieregionen (Silicon Valley) speisen, oder sei es der neoliberale Mythos vom neuen goldenen Zeitalter der Globalisierung als einer Verheißung „absoluten Reichtums“ und unbeschränkten Konsums (vgl. Deutschmann 2001 sowie Deutschmann in diesem Band).

Die hier kursorisch umrissenen kritischen Diagnosen des gegenwärtigen Kapitalismus werfen ein Licht auf die offenen Fragen, denen sich eine kritische Soziologie stellen muss. Geklärt werden muss, was in der aktuellen Lage Kritik eigentlich leisten müsste und was ihr Bezugspunkt sein könnte (ausführlich dazu Kocyba/Voswinkel und Hessinger in diesem Band). Das wiederum impliziert, dass man sich dem Problem der „Unlesbarkeit“ (Sennett 1998) der gesellschaftlichen Verhältnisse stellt – sei es im Hinblick auf die Ambivalenzen und Paradoxien „subjektivierter“ Arbeitsbiographien und persönlicher Entscheidungssituationen, sei es im Hinblick auf objektive Effekte der Fragmentierung, Segregation und Entkopplung von Klassenlagen und Klassenbeziehungen im globalen Netzwerkkapitalismus.

Der vorliegende Sammelband nähert sich dieser Fragestellung ausgehend von einer deutsch-französischen Gegenperspektive auf die viel beachtete Studie „Der neue Geist des Kapitalismus“ von Luc Boltanski und Ève Chiapello. Die Studie von Boltanski/Chiapello ist ein besonders prominentes Beispiel für eine Vielzahl von Arbeiten der neueren französischen Soziologie, für die François Dosse den treffenden Ausdruck der „pragmatisch-hermeneutischen Wende“ geprägt hat (Dosse 1997; vgl. Wagner 1993). Diese Arbeiten bauen auf den theoretischen Einsichten des Post-Strukturalismus auf (insbesondere denen von Foucault, Bourdieu und Althusser¹). Gleichzeitig beziehen sie sich auf sprachpragmatische bzw. hermeneutische Arbeiten aus dem französischen (Ricoeur), dem angelsächsischen (Winch, Mead) sowie dem deutschsprachigen Raum (Habermas, Schütz, Elias, Wittgenstein). Auf dieser konzeptionellen Grundlage bricht diese Denkrichtung mit der Gegenüberstellung von Holismus und Individualismus bzw.

1 Entgegen einer in Deutschland sehr verbreiteten Lesart wird Althusser in der innerfranzösischen Debatte nicht als „Strukturalist“ (im Sinne der Sprach- und Bewusstseinsgrammatik Saussures und Levy-Strauss'), sondern als „Poststrukturalist“ betrachtet, da er sich – ähnlich wie Foucault – für die verdrängte Machtdimension von Diskursen interessiert (vgl. M. Frank 1984: 127ff.).

Objektivismus und Utilitarismus, wie sie insbesondere in der strukturalistischen Soziologie einerseits und in der Rational-Choice Theorie andererseits zu finden ist. Dosse zu Folge scheint die neue Denkrichtung „endlich die Ausdrucksformen und die geistigen Mittel gefunden zu haben, um ihre Suche nach Sinn ohne Unterstellung von Teleologie zu betreiben, um ihrem Gespür für Geschichte ohne Neigung zum Historismus nachzukommen und um ihr Bedürfnis zu handeln auszudrücken, ohne in Aktivismus zu verfallen (Dosse 1997: 15; Übersetzung von Joas/Knöbl). Peter Wagner hebt in diesem Zusammenhang vor allem jene Richtung hervor, die er als „Soziologie der kritischen Urteilskraft“ bezeichnet und zu der er Autoren wie Alain Desrosière, Robert Salais, Laurent Thévenot und eben auch Luc Boltanski und Ève Chiapello rechnet (Wagner 2004).

In den folgenden Abschnitten werden wir die grundlegenden Züge der Studie rekonstruieren und ihre Bezüge zur deutschen wie zur französischen Debatte mit dem Ziel aufzeigen, das Konzept einer Soziologie der Kritik zu entfalten.

2. Webers These und die Kritische Theorie

Die Sichtweise auf „den“ Kapitalismus als einer ahistorischen und dennoch wirkmächtigen Größe scheint ein Spezifikum der angelsächsischen gesellschaftstheoretischen Debatte zu sein (vgl. insbesondere den Beitrag von Pohlmann in diesem Band, sowie Rand 1964 und Sens 2003). Demgegenüber wird seit Marx, Weber und Durkheim in der deutschen wie auch in der französischen Diskussion die „Einbettung“ der kapitalistischen Wirtschaftsstruktur in eine soziohistorisch je gegebene und veränderbare gesellschaftliche Ordnung betont.

Mit Blick auf die Kontextuierung des Kapitalismus ist in Frankreich zunächst der Einfluss der Althusser'schen Kapitalismus- und Marx-Interpretation zu nennen, die heute – wenn auch in gebrochener Form – in den Arbeiten der so genannten „Regulationsschule“ in der französischen Ökonomie weiterwirkt. Althusser hat mit seinen Arbeiten die Blickrichtung auf die Untersuchung *spezifischer* kapitalistischer Wirtschaftsstrukturen gerichtet.² Mit der – daran kritisch anschließenden – Regulationsschule hat er einen neuen Typ vergleichender Wirtschafts- und Sozialforschung mit auf den Weg gebracht (Boyer/Saillard 1995; Lipietz 1992). Weiterhin hat die Annales-Schule in der Geschichtswissenschaft viel dazu beigetragen, die „alltagsweltliche“ Dimension wirtschaftlichen Handelns im Gegensatz zu den genuin „kapitalistischen“ Strukturen herauszuarbeiten (Braudel 1990).

2 Vgl. insbesondere seinen Aufsatz über „Widerspruch und Überdeterminierung“ (Althusser 1965), sowie die in Zusammenarbeit mit Etienne Balibar entstandene Studie „Das Kapital lesen“ (Althusser/Balibar 1972).

In Deutschland ist in dieser Hinsicht der nachhaltende Einfluss Max Webers zu nennen und hier insbesondere die tiefe Spur, die seine Studie über die „Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus“ hinterlassen hat (vgl. Lepsius 1990; Schluchter 1980; Weiß 1975). Um zu zeigen, dass die Durchsetzung des okzidentalen Kapitalismus normativ-kulturell hochvoraussetzungsvoll war, rückt Weber das moralisch Anstößige, Befremdliche, gar das Widernatürliche der methodisch-rechenhaften Lebensführung in das Zentrum (zum Folgenden Tyrell 1990). Der zum „stahlharten Gehäuse der Hörigkeit“ geronnene Geist des Kapitalismus bürdet eine Reihe von Verhaltensumutungen auf (Weber 1980, 835), deren Irrationalität sich erschließt, wenn man sie mit anderen, etwa ethischen oder ästhetischen Wertordnungen vergleicht (Tyrell 1990). In ethischer Hinsicht skizziert Weber das düstere Szenario einer „Weltherrschaft der Unbrüderlichkeit“ (Weber 1988, 571): „Wo der Markt seiner Eigengesetzlichkeit überlassen ist, kennt er nur Ansehen der Sache, kein Ansehen der Person, keine Brüderlichkeits- und Pietätspflichten“ (Weber 1980, 383). Die Ausdifferenzierung und Verselbständigung der ökonomischen Sphäre, die nur noch ihrer „Eigengesetzlichkeit“ folgt, widerspricht den „urwüchsigen, von den persönlichen Gemeinschaften getragenen menschlichen Beziehungen“ (ebd.). Der Auszug der ‚Wirtschaft aus der Gesellschaft‘ zerstört die etablierte Sozialmoral des „Handelns unter Brüdern“ (ebd.). Der nur noch seinen eigenen Gesetzen folgende Markt ist die „anethische“ Institution schlechthin (Weber 1980: 709). Weder vermögen die „herrenlosen Sklaven“ die Marktordnung, in die sie hineingestellt sind, ethisch auszudeuten, noch lässt sie sich ethisch reglementieren (Weber 1980: 709; 353). Nicht zuletzt der Verlust der ‚alten Ordnung‘ macht für Weber sowohl das moralisch Fragwürdige wie auch und vor allem das zunächst einmal kulturell unwahrscheinliche Moment der „nackten Marktvergemeinschaftung“ aus (Weber 1980: 383).

Ebenso voraussetzungsvoll ist die Durchsetzung der Fabrik- und Zeitdisziplin, der Verstetigung der Arbeit und der Berechenbarmachung der Arbeiter. Die damit einhergehenden tief greifend veränderten Anforderungen an die Arbeiter sind in Webers Sicht ebenfalls alles andere als der menschlichen Natur eigen. Gleiches gilt für das ins Prinzipielle gewendete Gewinn- und Erwerbsstreben um seiner selbst willen, dem sich eine methodisch-rationale Lebensführung komplett unterzuordnen hat. Und das, obgleich sich die Verpflichtung auf die stetige Geldvermehrung von der persönlichen Bedürfnisbefriedigung oder traditionell eingelebten Vorstellungen der Bedarfsdeckung abgekoppelt hat.

Mit einem Wort: In Webers Sicht sind, wie Tyrell im wörtlichen Anschluss an Troeltsch zeigt, sowohl der kühl-rechnende Kapitalismus als auch die rational-methodische Lebensführung „so sehr gegen die Natur des Menschen“ gerichtet, dass es einer „ungeheuren Geistesmacht“ bedarf, um äußere wie innere Widerstän-

de zu brechen.³ Bekanntermaßen erblickte Weber in der Protestantischen Ethik und der innerweltlichen Askese jenes gleichfalls „ungeheuer“ außernatürliche Moment, das dem okzidentalen Kapitalismus seinen spezifischen Geist einhauchte und damit jene „schicksalsvollste Macht unsres modernen Lebens“ ins Werk setzte, die sich keinesfalls durch schieren Zwang durchsetzen ließe (Weber 1988: 4).

Weber zufolge existiert also eine Wahlverwandtschaft zwischen dem protestantischen Ethos der „innerweltlichen Askese“ und dem Prinzip des unbegrenzten Erwerbsstrebens um seiner selbst willen (dazu Hengsbach in diesem Band). Solange der moderne Kapitalismus noch nicht zu einer sich selbst reproduzierenden Struktur geronnen war, war dieses Ethos eine zentrale Triebfeder seiner Entwicklung.⁴

„Die Leistung der Reformation als solcher war zunächst nur, daß, im Kontrast gegen die katholische Auffassung, der sittliche Akzent und die religiöse Prämie für die innerweltliche, beruflich geordnete Arbeit mächtig schwoll. (...) Die Arbeit ist zunächst das alterproben asketische Mittel, als welches sie in der Kirche des Abendlandes (...) von jeher geschätzt war. (...) Sie ist namentlich das spezifische Präventiv gegen alle jene Anfechtungen, welche der Puritanismus unter dem Begriff »unclean life« zusammenfaßt. (...) Aber die Arbeit ist darüber hinaus, und vor allem, von Gott vorgeschriebener Selbstzweck des Lebens überhaupt. Der paulinische Satz: »Wer nicht arbeitet, soll nicht essen«, gilt bedingungslos und für jedermann. Die Arbeitsunlust ist Symptom fehlenden Gnadenstandes“ (Weber 1988: 74; 169f.).

Im Lauf der Zeit kappt der Kapitalismus seine religiösen Wurzeln. Es gehört, wenn man so will, zum Erfolg des sich verselbstständigenden Kapitalismus, dass er keiner normativ-kulturellen Stützpfeiler mehr bedarf. Nunmehr „erzieht“, ja „schafft“ sich der Kapitalismus die Menschen, derer er bedarf, mit seinen spezifisch eigenen Mitteln, namentlich Auslese und Konkurrenz (Weber 1988: 37). Es entweicht der vormals metaphysisch-religiös fundierte Geist und zurück bleibt eine geistlose Veranstaltung für „Genußmenschen ohne Herz“ und „Fachmenschen ohne Geist“ (Weber 1988: 204).

Der Kapitalismus verdankt seine Erfolgsgeschichte einer Paradoxie, auf die Schluchter (1976) aufmerksam macht. Die religiöse Fundierung ermöglicht den Kapitalismus und „wirkt“, so Schluchter,

„gleichsam selbstdefätistisch. Denn die religiös entwertete ‚Welt‘ zwingt im Versuch ihrer Beherrschung zur Anerkennung ihrer eigenen ‚Gesetze‘. Und je konsequenter dies geschieht, desto stärker versachlicht sie sich. Dadurch muss sie aber dem religiösen Postulat nicht nur weiterhin wertlos bleiben, sie beginnt auch diesem gegenüber sinnimmun zu wer-

3 Troeltsch, Ernst (1906): Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. In: Historische Zeitschrift 97, 1-66, zitiert nach Tyrell 1990, S. 136.

4 Also grob gesprochen während des merkantilistisch geprägten 17. und 18. Jahrhunderts in Westeuropa, und dann noch für den Aufbau einer post-merkantilistischen Ordnung in den USA im 19. Jahrhundert.

den. Hatte zunächst das religiöse Postulat die Welt entwertet, so entwertet diese nun das religiöse Postulat“ (Schluchter 1976: 273 f.).⁵

In Folge der normativ-kulturellen Entbettung verwandelt sich der „Geist“ rationalen Berufslebens und Erwerbstrebens in einen unüberwindbaren (Realitäts-) Zwang, mit dem sich alle in der modernen kapitalistischen Gesellschaft lebenden Individuen konfrontiert sehen. Weber beschreibt diese „Konstellation“ subjektiv-geistiger Antriebe und objektiver, gesellschaftlicher Verhältnisse mit außerordentlicher Prägnanz:

„Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, – wir müssen es sein. Denn indem die Askese aus den Mönchszellen heraus in das Berufsleben übertragen wurde und die innerweltliche Sittlichkeit zu beherrschen begann, half sie an ihrem Teile mit daran, jenen mächtigen Kosmos der modernen (...) Wirtschaftsordnung erbauen, der heute den Lebensstil aller einzelnen, die in dies Triebwerk hineingeboren werden (...), mit überwältigendem Zwange bestimmt (...). Nur wie »ein dünner Mantel, den man jederzeit abwerfen könnte«, sollte nach Baxters Ansicht die Sorge um die äußeren Güter um die Schultern seiner Heiligen liegen. Aber aus dem Mantel ließ das Verhängnis ein stahlhartes Gehäuse werden“ (Weber 1988: 203 f.).

Die Beschreibung und Analyse der „Sachzwänge“ der kapitalistischen Entwicklung ist in der soziologischen Debatte ein zentrales Thema geblieben, dem sich insbesondere die Kritische Theorie breit gewidmet hat. So entspricht Webers Beschreibung des Kapitalismus als einem „Gehäuse, aus dem der Geist entwichen ist“ (Weber 1988: 204) auf der subjektiven Seite dem Phänomen, das Adorno als „Selbsterhaltung ohne Selbst“ bezeichnet hat (Adorno 1996: 115). Vor allem in Jürgen Habermas’ „Theorie kommunikativen Handelns“ erreicht die Auseinandersetzung zwischen Kritischer Theorie und der Weberschen Gesellschaftsdiagnose einen Höhepunkt.

Die Auseinandersetzung mit Webers These des doppelten Sinn- und Freiheitsverlustes in der – kapitalistisch geprägten – Moderne ist der rote Faden, der sich durch die gesamte „Theorie des kommunikativen Handelns“ hindurchzieht. Habermas vergewissert sich der soziologischen Implikationen von Webers Analysen über die Wirkungen von Ideenkonstellationen und Weltbildern, wobei er den nietzscheanischen und kulturpessimistischen Unterton der Weberschen Diktion bewusst übergeht. Ausgehend vom Beispiel der Analyse mythologischer Weltbilder, so wie sie in der Sozial- und der Kulturanthropologie vorgeführt wurde, gewinnt Habermas ein Verständnis der sinn- und welterschließenden Dimension von „Weltbildern“ überhaupt. Programmatisch heißt es dazu:

5 Die Frage ist freilich dann die, wie weit dieser Prozess vorangetrieben werden kann, ohne die ethischen Fundamente der Gesellschaft selber zu gefährden.

„Die Rationalität von Weltbildern bemisst sich nicht an logischen und semantischen Eigenschaften, sondern an den Grundbegriffen, die sie den Individuen für die Deutung ihrer Welt zur Verfügung stellen. Wir könnten auch von ‚Ontologien‘ sprechen, die in die Weltbildstrukturen eingebaut sind, wenn dieser Begriff, der ja aus der Tradition der griechischen Metaphysik stammt, nicht auf einen speziellen Weltbezug, auf den kognitiven Bezug zur Welt des Seienden eingeengt wäre. Ein entsprechender Begriff, der den Bezug zur sozialen und zur subjektiven Welt ebenso einschließt wie den zur objektiven Welt, ist in der Philosophie nicht ausgebildet worden. Diesen Mangel soll die Theorie des kommunikativen Handelns wettmachen“ (Habermas 1981a: 75).

Habermas zu Folge ist kommunikatives Handeln auf solche – lebensweltlich verankerten – Weltbildstrukturen bezogen. Die von Weber befürchtete Entwicklung des Sinn- und Freiheitsverlustes durch den Einzug in das „geistverlassene Gehäuse“ des modernen Kapitalismus beschreibt er sehr viel nüchterner als eine Art gesellschaftliches Risiko. Dieses Risiko wurzelt in dem Auszug – bzw. in heutiger Diktion: der „Entbettung“ – der „Subsysteme zweckrationalen Handelns“ aus dem Bereich der lebensweltlichen Kommunikation.

Im letzten Kapitel seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ vertritt Habermas die These, dass es in Analogie zu Webers Prognose der Entwicklung „stahlharter Gehäuse“ im heutigen Kapitalismus zu einer „Kolonialisierung der Lebenswelt“ durch die Subsysteme zweckrationalen Handelns käme (Habermas 1981b). Allerdings hat die im Vergleich zur defätistischen Analyse Webers sehr viel offenere und „pragmatischere“ Ausrichtung seiner Argumentation immer wieder die kritische Frage provoziert, ob die von ihm abstrakt isolierten Subsysteme zweckrationalen Handelns nicht ihrerseits der Einbettung in lebensweltlich orientierte Handlungs- und Kommunikationsformen bedürfen. Gerade mit Blick auf den heutigen Kapitalismus heißt es dann bei Dubiel:

„Die (...) Organisationsforschung hat inzwischen viele Belege dafür gefunden, dass entgegen der klassischen Annahme ‚lebensweltliche‘, das heißt kommunikative Formen der Koordination komplexer Verwaltungs- und Betriebsabläufe der herkömmlichen bürokratischen Form überlegen sind. Die (...) Organisationslehre kritisiert im Besonderen das in Webers Theorie eingeschriebene Bild von bürokratischen Organisationen als ‚Gehäuse‘. (...) Die gesellschaftstheoretische und methodische Prämisse dieser Perspektive ist in ihrem Kern die, dass die Analyse der Organisationsformen gesellschaftlicher Institutionen niemals von den Motiven, den Selbstdeutungen und den vielleicht rebellischen Alltagsgewohnheiten der in ihnen handelnden Akteure absehen kann. Dieser Blick auf Organisationen (..) legt es nahe, die Grenze zwischen innen und außen eher als Membran denn als Gehäuse zu konzipieren“ (Dubiel 2003:865).

Diese These wirft wiederum die Frage auf, inwieweit lebensweltlich verankerte Weltbilder und die ihnen zugrunde liegenden Lebensformen nicht ihrerseits zu eigenständigen Rationalisierungen fähig sind (vgl. Joas 1986).

In seiner rechtssoziologischen Studie „Faktizität und Geltung“ greift Habermas diese Frage auf und geht ihr ausführlich nach. Er zeigt, dass sich der „Sinn der Rechtsgeltung“ aus der simultanen Bezugnahme auf zwei unterschiedliche Dimensionen speist: zum Ersten die soziale und faktische Geltung von Rechtsnormen im Sinne einer „artifizuell hergestellten Faktizität rechtsförmig definierter und vor Gericht einklagbarer Sanktionen“ (Habermas 1992: 47 ff.), zum Zweiten die „Legitimität und Gültigkeit“ von Rechtsnormen, die sich auf die diskursive Einlösbarkeit ihres normativen Geltungsanspruchs bezieht (ebd.).⁶ Damit macht er ein „deliberatives Moment“ in der Rechtsentwicklung sichtbar, dessen empirische Relevanz er am Beispiel neuerer „prozeduralistischer“ Verfahren der Rechtsfindung belegt. Darüber hinaus stellt das von Habermas skizzierte und in einem weiteren Kontext situierte Verfahren einer „deliberativen Politik“ eine bestimmte „Lesart“ von Demokratie dar, die sich sowohl von einer „liberalen Konzeption des Staates als des Hüters der Wirtschaftsgesellschaft“ als auch vom „republikanischen Konzept einer staatlich institutionalisierten sittlichen Gemeinschaft“ unterscheidet (ebd.: 359).

Um das Potential der „deliberativen Politik“ für eine Ausformulierung eines möglichen Typus der Kritik wenigstens anzudeuten, wollen wir gedankenexperimentell Habermas in die Terminologie der neueren französischen Soziologie ‚übersetzen‘. Mit diesem Vokabular könnte man sagen: Habermas diskurstheoretische Begründung eines Konzepts deliberativer Politik zielt auf das Geschmeidig-Halten der Kommunikation zwischen (zwei) verschiedenen Wertigkeitsordnungen – der liberalen, marktbezogenen Wertigkeitsordnung („Marktpolis“) und der republikanisch-zivilen Wertigkeitsordnung („Zivilpolis“). Kritik stützt sich dann auf Differenzverfahren. In der ‚idealen Sprechsituation‘ wird der Markt zivilisiert und die Zivilgesellschaft wird an ihre Ressourcenabhängigkeit erinnert.

3. Kapitalistische Faktizität und gesellschaftliche Rechtfertigungsordnungen

Die Vorstellung, dass Wertigkeitsordnungen in die „Faktizität“ der Funktionsweise des „Kapitalismus“ eingebaut sind, ist von konstitutiver Bedeutung für die Studie von Luc Boltanski und Ève Chiapello, die den bezeichnenden Titel: „Der neue Geist des Kapitalismus“ trägt. Ähnlich wie Habermas gehen die beiden von

6 In der Luhmannschen Rechtssoziologie ist in dieser Hinsicht immerhin auch die Rede von der „Kontingenzformel Gerechtigkeit“, die gleichsam in das positive System des Rechts „eingebaut“ ist (Luhmann 1993: 214 ff).

der durchgreifenden Bedeutung kommunikativen Handelns für die gesamte gesellschaftliche Entwicklung aus. Im Gegensatz zu Habermas Kolonialisierungsthese sind sie jedoch der Auffassung, dass die strategisch-instrumentelle Dimension des kapitalistischen Erwerbsstrebens die kommunikative Dimension lebensweltlich orientierten Handelns nicht gänzlich für sich vereinnahmen und „kolonialisieren“ kann. Sie vertreten vielmehr die These, dass „der Kapitalismus“ des Rückgriffs auf genau solche Prozesse kommunikativer Rationalisierung bedarf, wie sie Habermas etwa am Beispiel des Rechtssystems beschreibt.

So gesehen liefert Boltanskis und Thévenots Studie „De la justification“ die „französische“ Variante der Analyse der Wechselbeziehung von „Faktizität“ (gesellschaftlicher Strukturen) und „Geltung“ (gesellschaftlicher Normen) (Boltanski/Thévenot 1991). Die Autoren gehen in dieser Arbeit davon aus, dass die „Faktizität“ formaler gesellschaftlicher Institutionen das Scheitern von Verständigung nicht per se ausschließt und ausschließen kann (ebd.: 39 ff). In solchen „kritischen Situationen“ ist der Rückgriff auf bestimmte „Wertigkeitsordnungen“ (Poleis)⁷ von zentraler Bedeutung. Derartige „Poleis“ – wie z. B. die „Marktpolis“ oder die „Zivilpolis“ – werden nicht einfach als empirische Ansammlung von Werten und Wertbeziehungen betrachtet, sondern als deren „Objektivierungen“. Diese bestehen in bestimmten Standards, die der Prüfung der spezifischen „Wertigkeit“ von Handlungen zugrunde liegen. „Der Begriff der Institution wird damit sozusagen theoretisch entlastet. Er soll weiterhin jene sozialen Praktiken benennen, die sich durch eine gewisse Regelmäßigkeit und Stabilität über Raum und Zeit auszeichnen. Diese aber erfordern eine ständige Konstruktion von Gemeinsamkeit, ein ‚Gleichsetzen‘ von Personen und Objekten, die nicht natürlich und selbstverständlich gleich und ‚gleichwertig‘ sind (Wagner 2004: 426).

Die Grundfigur sozialen Handelns, auf die hier Bezug genommen wird, ist die Bestimmung von Äquivalenzen („Größen“) auf friedliche Weise. Davon unterscheidet Boltanski nicht-friedliche „Regime“, die auf Gewalt basieren, und solche Beziehungen, die sich nicht auf explizite Äquivalenzen gründen (Liebe) (vgl. Boltanski 1990). Der Impuls dieser Theoriebildung zielt nicht auf die theoriegeleitete Rekonstruktion eines geschlossenen Systems von Prüfungen und Wertigkeiten. Es geht vielmehr darum, das Urteilsvermögen der Akteure und dessen Wirkungen im gesellschaftlichen Prozess empirisch zu untersuchen.

In organisationspraktischer Hinsicht reduzieren Wertigkeitsordnungen situationsbedingte soziale Komplexität (Thévenot 2002). Im Gegensatz zu systemtheoretischen Annahmen wird hier aber davon ausgegangen, dass (jenseits der reinen Systemlogik funktionaler Differenzierung) Institutionen im eigentlichen

7 Im französischen Original: „cité“.

Sinn mit heterogenen Ressourcen und Sinndeutungen zu tun haben. Gerade aufgrund dieser permanenten Uneindeutigkeit und Interpretationsbedürftigkeit von Situationen ist also die interpretative Arbeit der Beteiligten von entscheidender Bedeutung. Entgegen der handlungstheoretischen Theorietradition in der Soziologie geht man allerdings andererseits davon aus, dass „Wertigkeiten“ und „Rechtfertigungsordnungen“ irreduzible Größen sind, d.h. sie haben den Charakter von „Gemeinwesen“. Gerade deswegen verweist die Annahme einer Pluralität von Wertigkeitsordnungen auf die Folgeannahme einer Pluralität „möglicher Welten“ im Sinne der sozialen Konstruktion alternativer Gemeinwesen (vgl. Storper/Salais 1997).

„Gerechtigkeit“ wird also nicht aus einem System transzendentaler Grundsätze abgeleitet und weiterentwickelt, wie es etwa John Rawls im Rahmen seiner „Theorie der Gerechtigkeit“ tut (Rawls 1979). Vielmehr gehen Boltanski und Thévenot von einer empirisch vorfindbaren Pluralität von Rechtfertigungsordnungen aus, die bestimmte Beurteilungs- und Messstandards zur Verfügung stellen: die „Inspirationspolis“ (hier kommt Größe dem Heiligen oder der geistigen Inspiration zu), die „Reputationspolis“ (Größe hängt hier von der Meinung der Anderen ab), die „familiäre Polis“ (Größe wird dem Ältesten oder „Hausvorstand“ zugeschrieben), die „Zivilpolis“ (Größe wird dem politischen Repräsentanten zugeschrieben), die „Marktpolis“ (Größe bemisst sich nach der Ausnutzung von Marktchancen), die „industrielle Polis“ (Größe bemisst sich nach Maßstäben der Effizienz).

Weiterhin ist die Frage von zentraler Bedeutung, wie die Beziehungen *zwischen* den unterschiedlichen *Poleis* beschaffen sind, und welche Bedeutung den Rechtfertigungsordnungen überhaupt zukommt. Im organisatorischen und gesellschaftlichen Alltagsgeschäft lassen sich die verschiedenen Poleis und Polis-Zuordnungen als deliberative „Foren“ begreifen, die in die formalisierten Strukturen gesellschaftlicher Kommunikation „eingelassen“ sind. Gleichzeitig nimmt das kommunikative Handeln in diesen Foren Bezug auf den „ideellen“ Charakter dieser Poleis, so wie er sich im Zuge der Entwicklung spezifischer Wertigkeitssemantiken im Verlaufe der Geschichte herausgebildet hat (Boltanski/Thévenot 1991: 107 ff).⁸ Den gelingenden oder scheiternden Bezug derartiger Wertigkeitsordnungen auf die konkreten situativen Bedingungen des Handelns nennen die Autoren „Bewährungsprobe“ (*épreuve*). Derartige Bewährungsproben sind das Fundament von „Rechtfertigungen“ im Kontext einer Polis.

8 In dieser Hinsicht gibt es weiter eine interessante Parallele zu Habermas' Theorie der „ideellen Sprechsituation“.

Auf gesellschaftstheoretischer Ebene drängt sich hier zunächst der Vergleich mit Webers Sicht der modernen Gesellschaft als eines „Polytheismus“ der Werte und Wertordnungen auf. Im Gegensatz zu Webers „nominalistischer“ Theorieperspektive geht es den Autoren allerdings um die Beschreibung der inneren Logik derartiger („materialer“) Wertordnungen. Aber auch in diesem Fall handelt es sich keineswegs um eine geschlossene Gesellschaftstheorie, sondern eher um einen starken Impuls, gewisse Engführungen in der soziologischen Theorieentwicklung durch Rückgriff auf die politische Philosophie zu überwinden. Tatsächlich wird hier „Gesellschaft“ zunächst als ein Muster von Beziehungen gesehen, das sich nicht wesentlich von der Konzeption der „verhandelten Ordnung“ in der interaktionistischen Soziologie unterscheidet (vgl. Strauss 1978).

Mit Blick auf „Gesellschaft als verhandelte Ordnung“ markiert das Buch von Boltanski und Chiapello einen zentralen Einschnitt. Denn die Studie zielt auf einen Brückenschlag zur Makrosoziologie, indem sie die These vom Aufkommen eines „neuen Geist des Kapitalismus“ im Rahmen einer dynamischen Theorie normativen Wandels begründet (ausführlich dazu Hessinger in diesem Band).

4. Historische Entwicklungsstadien und der Geist des Kapitalismus

Der Startpunkt dieses theoretisch ambitionierten Projekts war eine von Boltanski und Chiapello durchgeführte vergleichende Untersuchung der Managementdiskurse der 1960er und der 90er Jahre. Grundlage dieser Untersuchung war jeweils ein Korpus von gut 50 Schriften, die inhaltsanalytisch mit dem Ziel ausgewertet wurden, die darin enthaltenen „Wertigkeiten“ sichtbar zu machen. In dem Textkorpus der 1960er Jahre standen solche Organisationsschwierigkeiten im Vordergrund, die sich aus dem „Gigantismus“ der Unternehmen ergaben (Boltanski/Chiapello 2003: 100 ff). Hauptangriffspunkt der Kritik waren die Werte der familienweltlichen Polis, deren Loyalitätsverständnis häufig mit Vetternwirtschaft in Verbindung gebracht wurde. Der sozialstrukturelle Hintergrund dieser Kritik ist der Aufstieg einer neuen Schicht von Führungskräften, den Managern, welche sich vom Privatunternehmertum früherer Tage deutlich abheben und mit diesem zunehmend in Konflikt geraten. Die angebotenen Lösungen für Managementprobleme stehen im Einklang mit der Effizienzlogik der industriellen Polis: „Dezentralisierung“, „Meritokratie“ und „zielgerichtete Unternehmensführung“ (ebd.: 102).

In den 1990er Jahren hat sich das Bild grundlegend gewandelt. Die Auseinandersetzung mit den Werten aus dem familienweltlichen Bereich spielt faktisch keine Rolle mehr. Demgegenüber wird das eher abstrakt-technische Effi-

zientzenden der industriellen Polis durch neue soziale Wertigkeiten relativiert und ergänzt, welche die Belastbarkeit und die Flexibilität persönlicher „Beziehungen“ betreffen. Boltanski und Chiapello beobachten die Entstehung einer neuen „Projektpolis“, welche im Rahmen projektförmiger und teamorientierter Arbeitsprozesse neue Verhaltens- und Fairnessstandards definiert. Die angebotenen Lösungen für Managementprobleme zielen jetzt auf Organisationskonzepte jenseits eines technisch bedingten Gigantismus, nämlich auf die „Ablehnung von Hierarchie“, die „Verschlankung der Unternehmen“ und die allgemeine Mobilisierung der Beschäftigten durch die „Visionen“ von Vor- und Querdenkern. Der „Manager“ als Führungskraft wird durch den neuen Typus des „Coaches“ ergänzt, der sich die persönliche Förderung seiner Mitarbeiter zum Ziel setzt. Außerdem werden die informellen Aspekte des Managerhandelns, im Sinne eines persönlich visionären „Leadership“, stärker betont.

Den Wandel von Managementdiskursen führen Boltanski und Chiapello darauf zurück, dass der „Kapitalismus“ – und insbesondere die kapitalistischen Unternehmen – „Rechtfertigungen“ aus eigenen Bordmitteln weder sinnvoll rahmen, noch aus sich heraus bestehen können. Diese These verweist zunächst zurück auf ihre schmal gehaltene Kapitalismusdefinition:

„Wir definieren den Kapitalismus in einer sehr minimalen Form als einen amoralischen Prozess unbeschränkter Anhäufung von Kapital durch Mittel, die formell friedlich sind“ (Boltanski/Chiapello 2001: 462).

In dieser minimalistischen Version ist der „kapitalistische Ablauf“ in vielerlei Hinsicht ein absurdes System:

„Die Arbeitnehmer haben in ihm den Besitz an den Früchten ihrer Arbeit und die Möglichkeit verloren, ein aktives Leben außerhalb der Unterordnung zu führen. Die Kapitalisten hingegen sind an einen unendlichen und unstillbaren Prozess gekettet. Für die Einbindung dieser beiden Typen von Protagonisten in den kapitalistischen Prozess gibt es keine Rechtfertigung“ (ebd).

Auf den ersten Blick deckt sich diese Analyse mit Webers Beschreibung des Kapitalismus als einem „stahlharten Gehäuse der Hörigkeit“. Boltanski und Chiapello sind jedoch der Auffassung, dass ein solches System allein aus sich heraus nicht funktionsfähig wäre. Es bedarf des „Imports“ von Ideen und Rechtfertigungen. Dieser Import ermöglicht einen Prozess der Rationalisierung auf der Ebene kommunikativen Handelns. Gerade weil der Kapitalismus historisch gesehen immer wieder zum Objekt der Kritik wurde, war er gezwungen, auf Rechtfertigungen zurückzugreifen, die seine institutionelle Struktur veränderten. Man kann also sagen, dass der „Anti-Kapitalismus“ im Laufe der Geschichte des

Kapitalismus einen kontinuierstiftenden Effekt hatte. So gesehen wäre der Anti-Kapitalismus der wichtigste Ausdruck des Kapitalismus im konkreten historischen Prozess.

Dieses Argument wirft ein Licht auf eine Engführung in Webers Analysen, der sich vor allem mit den *individuellen* Motivlagen der Akteure beschäftigt hat. Um diese Engführung aufzubrechen, beziehen sich Boltanski und Chiapello auch auf Hirschman, der auf die *gemeinwohlorientierte* Dimension von „Erwerbsinteressen“ (im Rahmen eines prinzipiell als unbegrenzt angesehenen Erwerbsstrebens) aufmerksam macht. In seiner Studie „The Passions and the Interests“ (Hirschman 1991) hat er eindrucksvoll beschrieben, dass der von Weber geschilderte Prozess der Zähmung und Kanalisierung der „Leidenschaften“ nicht in deren gänzliche Unterordnung unter die „Interessen“ einmünde. Vielmehr habe sich im Zuge des 18. Jahrhunderts eine sozial außerordentlich wirksame Tugendlehre entwickelt. Sie zielte darauf, *eine* Leidenschaft, die Habgier, die bisher an oberster Stelle der Sittenlosigkeit stand, zu nutzen, um andere „Passionen“ in Schranken zu halten (Boltanski/Chiapello 2003: 45 f.). In dieser Perspektive erscheint Gesellschaft als ein Gemeinwesen der Leidenschaften. Boltanskis und Chiapellos Begriff des „Geistes des Kapitalismus“ umfasst deshalb zwei Dimensionen: Zum einen die individuelle Motivlage und zum anderen die „Gemeinwohlorientierung“, auf die die individuelle Motivlage Bezug nimmt.

Aus diesem Grund benutzen sie die Unterscheidung von „Kapitalismus“ und „Marktwirtschaft“. Fernand Braudel wollte mit dieser Unterscheidung deutlich machen, dass in der historischen Perspektive das Prinzip der unbeschränkten Akkumulation von Reichtum auf die naturwüchsige Entstehung konkurrenzfreier „Privatmärkte“ hinausläuft und keineswegs auf die Institutionalisierung von „perfekter Konkurrenz“, so wie es das Prinzip der „Marktwirtschaft“ vorsieht (Braudel 1990a: 451). Boltanski und Thévenot definieren deswegen „Marktwirtschaft“ als die „Polis“, welche die Bedingungen rein kapitalistischen Handelns gleichermaßen „einschränkt“ und reguliert (etwa im Sinne einer Anti-Monopolgesetzgebung und -politik). Die in der Marktpolis definierte „Gemeinwohlorientierung“ stellt eine spezifische Wertigkeitsordnung zur Verfügung, die im Streitfall in der Lage ist, die Interessen der Kapitalisten (und die der Lohnabhängigen) zu regulieren.

Die Rechtfertigungsordnungen bzw. die spezifischen Weltbildstrukturen einer Polis sind nun im Habermasschen Sinne in eine „Lebensform“ eingelassen (vgl. Habermas 1981a: 111). Rechtfertigungsordnungen bezeichnen keineswegs allein kognitive Strukturen, sie sind auch Foren der deliberativen Auseinandersetzung mit je spezifischen Bezügen zur Sozialwelt und zur Objektwelt. Die in der Wertigkeitsordnung der Polis zur Verfügung gestellten Größenrelationen sind ihrerseits in je spezifischen materiellen Strukturen im Feld und den dazugehörigen „Objekten“ verankert. Die „Einführung der Objekte“ – nicht nur im

Sinne „kalter“ und schon vorhandener, sondern auch im Sinne „heißer“, sich konstituierender Objekte – ist nun eine der großen Neuerungen der jüngeren französischen Soziologie (Dosse 1997: 131, vgl. Latour 1995, Callon 1991; Thévenot 1985). So ist der zentrale „Gegenstand“ der „Marktpolis“ die Konstituierung des „Marktes“ selber, etwa im Sinne der Konstitution von Produkt- und Qualitätsstandards. Dieser ist mit Blick auf seine Entstehung, Entfaltung und gemeinwohlorientierte Einhegung ein „heißes Objekt“.

Die „Gemeinwohlorientierung“ der Marktpolis hat Weber als einen Kampf gegen den Geist der Tradition – den Geist eines „angemessenen“ Profits, „angemessener“ Löhne, eine durch traditionale Lebensführung begrenzte Länge des Arbeitstages – geschildert (Weber 1988: 43 ff.; insbesondere: 52 ff). In der Terminologie von Boltanski und Thévenot lässt sich dieser Kampf auf den Gegensatz zwischen „Marktpolis“ und „Familienpolis“ (deren spezifische Rechtfertigungsordnung sich auf Wertigkeiten wie Tradition, Loyalität, Angemessenheit begründet) zurückführen.

Ausgestattet mit diesem theoretischen „Rüstzeug“ ist es nun möglich, bestimmte historische Phasen der Entwicklung des modernen Kapitalismus zu identifizieren und dabei bestimmte dominante Muster der Legitimierung zu unterscheiden. Historische Veränderungen, die den „Geist des Kapitalismus“ beeinflussen, lassen sich dabei auf zwei Ebenen verorten:

- a) die erste Ebene betrifft die Art der Kritik, die dem Kapitalismus entgegen gebracht wird und die ihn unter Rechtfertigungsdruck setzt;
- b) die zweite Ebene betrifft die unterschiedlichen Formen der Akkumulation, d.h. die Organisation der Produktion, die Profitorientierung, den technologischen Wandel etc.

Die von Weber in der „Protestantischen Ethik“ geschilderte „primäre“ Konstellation eines sich im Geist der innerweltlichen Askese bewährenden Unternehmertypus wurde Boltanski und Chiapello zu Folge am Anfang des 20. Jahrhunderts durch eine neue Konstellation ersetzt. Diese Konstellation ist geprägt durch das Aufkommen einer „industriellen Polis“, die sich an Wertigkeiten wie „Rationalität“, „Effizienz“ und „technologischem Fortschritt“ orientiert. Der soziale Hintergrund dieser Entwicklung ist zum einen das Aufkommen des modernen, durchbürokratisierten Großunternehmens mit seinen Methoden der „wissenschaftlichen Arbeitsorganisation“ („Taylorismus“). Zum anderen verweisen sie auf die Einschränkungen der industriellen Entwicklung, die mit einer ausschließlichen Orientierung auf die Marktpolis notwendigerweise verbunden sind. Die entscheidende Einschränkung des Akkumulationsprozesses, die überwunden werden musste, war die Stagnation des Massenkonsums aufgrund des Wirkens

des „Lohngesetzes“ (vgl. Lutz 1984). Preller hat in diesem Zusammenhang in seiner klassischen Studie über die „Sozialpolitik in der Weimarer Republik“ beschrieben, wie sich in dieser Epoche der Impuls sozialpolitischer Verbesserung mit dem „Geist industrieller Rationalisierung“ verband (Preller 1949). Ein zentrales Ziel bestand darin, die Mitwirkungs- und Beteiligungsrechte der Lohnabhängigen zu vergrößern, um so die Produktivität zu erhöhen. So gesehen gibt es eine Linie vom Betriebsverfassungsgesetz Anfang der 1920er Jahre bis zur DINTA-Bewegung Mitte bis Ende der 20er Jahre (Preller 1949:125 ff). Zum umfassenden Durchbruch gelangte das Prinzip „intensiver“ Akkumulation allerdings erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Für die darauf folgenden dreißig Jahre (von 1945 bis 1975) hat sich in der Industrie- und Arbeitssoziologie die Bezeichnung „Fordismus“ eingebürgert.

Das Ende der fordistischen Konstellation wurde in den späten 70er Jahren des letzten Jahrhunderts eingeläutet. Für diesen Erosionsprozess machen Boltanski und Chiapello *zwei* kombinierte Ursachen verantwortlich: zum Ersten die Auswirkungen der so genannten Künstlerkritik an den Folgen der tayloristischen Arbeitsorganisation, die zu einer tiefgehenden Delegitimierung der bürokratischen Strukturen des modernen Großunternehmens führte. Zum Zweiten ist die – teils dadurch angestoßene, teils davon unabhängige – Änderung der Richtung des Akkumulationsprozesses zu nennen, der sich von den institutionellen Einschränkungen der vorhergehenden Epoche zu „befreien“ begann. Das typische Unternehmen dieser neuen Epoche ist nicht mehr der bürokratische Koloss, wie die General Motors Corporation der 1980er, sondern die japanische Toyota-Company mit einer sehr niedrigen Wertschöpfungstiefe und einer Vielzahl gleichzeitig hoch flexibler und stabiler Zulieferbeziehungen.

Zusammenfassend kann man also festhalten, dass das Kennzeichen der aktuellen Epoche das hochambivalente Zusammenspiel „endogener und exogener Veränderungstendenzen“ ist. Endogene Veränderungstendenzen beruhen auf der Anverwandlung der Taylorismus-Kritik durch das moderne Management. „Exogene“ Veränderungstendenzen ergeben sich aus den „Verschiebungen“ gesellschaftlicher Machtverhältnisse im Zuge der Weltmarktentwicklung. Mit Blick auf die endogenen Veränderungstendenzen machen Boltanski und Chiapello auf das Aufkommen eines neuen Sets an Wertigkeiten aufmerksam, welches sich nicht in die bisher bekannten (sechs) Rechtfertigungsordnungen integrieren lässt. Diese im Entstehen begriffene Konstellation bezeichnen sie als „Projektpolis“, die sich an Wertigkeiten wie „Kontaktoffenheit“, „Mobilität und Flexibilität“ sowie „Employability“ orientiert.

Jede der skizzierten Phasen ist zwar durch die Dominanz einer spezifischen Polis (von der Marktpolis zur industriellen Polis zur Projektpolis) geprägt. Gleichwohl gibt es darüber hinaus immer ein ganzes Muster von Wertbeziehungen.

gen zwischen der je dominanten Polisform und den anderen Poleis. Der von Weber beschriebene Kampf gegen die traditionellen Werte der „Familienpolis“, die in den Marktbeziehungen des 19. Jahrhunderts noch von durchaus prägender Bedeutung waren, bedeutet also nicht, dass diese Wertigkeiten gänzlich verschwinden. Ihnen wird vielmehr ein anderer Platz zugewiesen. Historisch wandelbare Muster von Wertbeziehungen zwischen den verschiedenen Poleis nennen Boltanski und Chiapello „Geist des Kapitalismus“. Diese Muster an Erwartungshaltungen und Rechtfertigungen entwickeln sich in der Auseinandersetzung mit drei allgemeinen Problemen, die der Kapitalismus – als „geistverlassenes Gehäuse“ im Sinne Webers – nicht mit rein ökonomischen Mitteln lösen kann (vgl. Boltanski/Chiapello 2001: 162 f.):

1. Das erste Problem besteht darin, eine motivationale Einbindung der Individuen in den Prozess kapitalistischer Akkumulation zu gewährleisten. Es müssen also – zum Beispiel spirituelle – Anreize bestehen, die mit so etwas wie Enthusiasmus einhergehen und damit einen Mobilisierungseffekt freisetzen. Auf diesen Aspekt hat sich Weber in seiner „Protestantischen Ethik“ konzentriert.

2. Das zweite Problem ist der „Gerechtigkeitsaspekt“ wirtschaftlichen Handelns im Kapitalismus. Es muss gewährleistet sein, dass es in den Augen der Beteiligten – in einer nachprüfbaren Weise – „fair“ zugeht. So hat schon Weber darauf hingewiesen, dass „Kapitalismus“ im Sinne der Maximierung von Gelderwerb in fast allen „vormodernen“ Gesellschaften vorkommt. Der Unterschied dieses politischen oder „Abenteuerkapitalismus“ zum „rationalen“ modernen Kapitalismus besteht Weber zu Folge gerade in der *ethischen Einschränkung* der legitimen Formen des Gelderwerbs (Weber 1988: 62). Es ist eben diese ethische Einschränkung, die dazu führte, dass sich die kapitalistischen Erwerbsinteressen aus dem politischen Bereich zurückzogen (wo sie zum Beispiel auf die verschiedensten Formen von Steuerpacht, politisch abgesicherter Plantagenwirtschaft, Tribut-erzielung gerichtet waren) und auf den Aufbau „rationaler Erwerbsunternehmen“ mit „freier Lohnarbeit“ abzielten.

3. Das dritte Problem besteht darin, dass für die, die in den kapitalistischen Kosmos eingebunden sind, ein Minimum an sozialer Sicherheit garantiert sein muss. Schließlich müssen – um es mit Weber zu sagen – jene Grundlagen einer „rationalen Lebensführung“ gegeben sein, die das ‚spekulantenhafte Umherschweifen der Interessen‘ begrenzen.

Die folgende Tabelle gibt einen skizzenhaften Überblick über die drei aufeinander folgenden Formen des Geistes des Kapitalismus (s. Boltanski/Chiapello 2001: S. 464).

	Erster „Geist“ Ende des 19. Jh.	Zweiter „Geist“ 1940-1970	Dritter „Geist“ seit 1980
Formen der Akkumulation	Kleine Familien- betriebe Bürgerliches Unternehmertum	Vorherrschaft der Manager Große Industrie- unternehmen Massenproduktion Makroökonomische Wirtschaftspolitik	Vernetzung der Unternehmen Internet und Biotechnologien Globalisierung der Finanzen Variable Produktionen
Anreiz	Befreiung der Lokalgemeinden Fortschritt	Karrierechancen Machtpositionen Effizienz im Einklang mit der freien Welt	Zunahme ‚autorita- tiver Führungsfor- men‘ (Übersetzung Ph.H.) Undurchschaubare Organisations- strukturen Innovation und Kreativität Ständiger Wandel
Gerechtigkeit	Lokale und Marktgerechtig- keit	Effizienzbestimmte Meritokratie Zielorientierte Steue- rung	Neue Formen der Meritokratie, die Mobilität belohnt sowie die Fähig- keit, Netzwerke zu etablieren Jedes Projekt wird zur Gelegenheit, ein Netzwerk zu entwickeln
Sicherheit	Persönliches Eigentum Persönliche Beziehungen Fürsorge Paternalismus	Langfristige Planung Karriere Wohlfahrtsstaat	Für die Mobilen und Anpassungsfä- higen Die Unternehmen liefern die „coachs“ und Mittel zur Selbststeuerung

5. Erfolg und Scheitern der Kritik

Boltanski und Chiapello legen ihrer Beschreibung aktueller organisatorischer Transformationen und sozialer Verwerfungen ein „dynamisches Modell des normativen Wandels“ zugrunde (Boltanski/Chiapello 2001).⁹ Dieses Modell ist deswegen von besonderem Interesse, weil es das weit verbreitete Unbehagen an der „Unlesbarkeit“ (Sennett 1998: 81 ff.) oder der „neuen Unübersichtlichkeit“ (Habermas 1985) der derzeitigen gesellschaftlichen Verhältnisse soziologisch aufzuhellen vermag. Das von Boltanski und Chiapello ausgearbeitete Rüstzeug für die soziologisch informierte Gegenwartsdiagnose soll in den folgenden Abschnitten rekonstruiert werden, indem zunächst zwei „gesellschaftliche Regime“ voneinander abgehoben und im Anschluss daran mit der Künstler- und der Sozialkritik zwei zentrale Formen der Kritik eingeführt werden.

Boltanski und Chiapello treffen eine Unterscheidung zwischen einem „Regime legitimer Bewährung“ einerseits und einem „Regime der Verlagerung und Verschiebung“ andererseits. Ein Regime der Verschiebungen basiert auf „Kraftproben“, welche die Wertigkeitsprüfungen im Sinne eines „Regimes legitimer Bewährung“ gleichsam aushebeln.

„Während in der Logik der Kraftproben z.B. Kräfte aufeinander treffen, sich zusammenschließen und verschieben und dadurch nur von Gegenkräften beschränkt werden, ist die Wertigkeitsprüfung nur dann gültig (gerecht), wenn dabei gleichartige Ressourcen im Spiel sind. Der Macht des Geldes ist dabei nicht länger über die Kunst Einhalt zu gebieten, der Macht der Reputation oder der Intelligenz nicht durch das Geld usw. Um nicht nur Stärke, sondern auch eine hohe Wertigkeit unter Beweis zu stellen, müssen Ressourcen zum Einsatz kommen, deren Natur der jeweiligen Bewährungsprobe entspricht. Die Gerechtigkeit einer Bewährungsprobe zu gewährleisten, bedeutet demnach, ihr eine Form zu geben, ihren Ablauf zu kontrollieren und so dem illegitimen Einsatz externer Ressourcen vorzubeugen“ (Boltanski/Chiapello 2003: 73).

Das „Regime legitimer Bewährung“ der fordistischen Phase bezog sich auf das „Normalarbeitsverhältnis“, die eindeutigen Klassifikationen von Berufsgruppen und Tätigkeiten und das System des Flächentarifvertrags. Dieses Ensemble ist nach Ansicht vieler Beobachter in vollständiger Auflösung begriffen. Besonders deutlich zeigt sich das an den empirisch nachweisbaren „Verschiebungen“ im Hinblick auf jene Bewährungsprobe, die auf die Klassifikation, Ermittlung und

9 Joas und Knöbl haben darauf aufmerksam gemacht, dass dieses Modell anschlussfähig an Konzepte ist, die Shills (1982) und Eisenstadt (1987) im Anschluss an Parsons entwickelt haben. Beide Autoren bestimmen „Kultur“ aus einer handlungstheoretischen Perspektive und beschreiben gesellschaftlichen Wandel als eine machtvormittelte Form der Auseinandersetzung um ein „zentrales“, von Eliten gestütztes Werte- und Institutionensystem (Joas/Knöbl 2002: 744; vgl. auch: 441 ff.).

Zurechnung von „Leistungen“ im Horizont widerstreitender Interessen zielt. Mit Blick auf die fordistische Weltbildstruktur der „(Leistungs-) Lohngerechtigkeit“ ist eine deutliche Entkopplung der beiden Dimensionen Erfolg bzw. „Einkommen“ und „Leistung“ kaum noch zu übersehen. (vgl. Neckel/Dröge 2002). In steigendem Umfang werden im Prinzip leistungsunabhängige Faktoren zu eigentlich erfolgs- bzw. einkommensrelevanten Größen. Hier ist an Faktoren zu denken wie zum Beispiel die Marktpositionierung des Unternehmens, die Nähe des eigenen Arbeitsfeldes zum Finanzsektor oder gelegenheitsorientierte Prämien, Renten oder *wind fall profits*. Die „Bewährung“ in der Arbeit bezieht sich also immer weniger auf die Leistung als solche, sondern vielmehr auf subjektive, situationsabhängig kontingente oder marktbezogene Momente. Der gegenwärtige Kapitalismus – so Neckels (2002) *conclusio* – streift zunehmend moralökonomische Sozialnormen ab, im gleichen Zug gewinnt das „Erfolgsprinzip der reinen Marktökonomie“ die Oberhand. Der Kapitalismus nimmt wieder Elemente des „Abenteuerkapitalismus“ auf, der sich an „Chance und irrationaler Spekulation orientiert“ (Weber 1988: 61). Paradoxe Weise verwandelt sich gerade unter den Vorzeichen einer gesellschaftlichen Höchstwertschätzung von Leistung und Erfolg „die Statusverteilung in eine ‚lottery of success‘, nicht zuletzt in den Arkanbereichen des Leistungsprinzips selbst: Beruflichkeit scheint weniger denn je vor der ‚Undurchschaubarkeit von Erfolg und Misserfolg‘ (Sennett) zu beschützen“ (Neckel: 2002: 115).

Aus diesem Beispiel lassen sich drei Kriterien herauspräparieren, die erfüllt sein müssen, damit eine Bewährungsprobe mit der „Faktizität“ der gegebenen Erwartungsstrukturen vereinbar ist: Sie muss erstens inhaltlich relativ genau bestimmt sein und kontrolliert werden; sie muss zweitens eine nachweisbare Spur in den weiteren organisatorischen Abläufen hinterlassen, d. h. sie muss das Niveau organisatorischer Reflexivität erhöhen; und sie muss drittens auf die relative Stabilität der organisatorischen Einheiten vertrauen, in die sie integriert ist. Verlieren diese Einheiten ihre Stabilität, so gerät die Bewährungsprobe bildlich gesprochen „ins Rutschen“ (Boltanski/Chiapello 2003: 365). Boltanski und Chiapello zufolge ist ein solches „Regime der Verschiebungen“ eine „Nicht-Ordnung“, in der sich die Mächtigen auf Kosten der Schwachen durchsetzen. Ihr fehlt jegliche Form der Transparenz im Hinblick auf die Überprüfbarkeit der Handlungs- und Arbeitsergebnisse. Das Entstehen einer solchen Situation der „Undurchschaubarkeit“ bzw. „Unlesbarkeit“ lässt sich auch mit der spezifischen Wirkungsweise und den möglichen paradoxen Effekten von „Kritik“ erklären (dazu auch Kocyba/Voswinkel in diesem Band). Kritik kann zweierlei Konsequenzen haben: Sie kann zu strukturellen Verbesserungen führen, sofern sie aufgegriffen wird. Das ist der Normalfall einer „korrektiven Kritik“, die sich im

Rahmen eines etablierten Modells von Bewährungsproben bewegt. Diese Form der Kritik führte während der gesamten fordistischen Periode zu einer immer genaueren Bewertung und Bemessung von Leistungen. Schwieriger gestalten sich die Effekte im Falle „radikaler Kritik“, die darauf zielt, eine gegebene Polis – etwa die „industrielle Polis“ – aus der Perspektive einer anderen Polis – wie z. B. der „Projektpolis“ – radikal zu kritisieren. In diesem Fall kann es zur Delegitimierung der alten normativen Ordnung kommen, ohne dass der Übergang zu einer neuen Ordnung bereits gelungen ist.

Um die paradoxen Effekte der „Kritik“ aufzeigen zu können, unterscheiden Boltanski und Chiapello die „Sozial“- und die „Künstlerkritik“. Beide speisen sich aus unterschiedlichen „Quellen der Empörung“, weshalb sie in ihrer argumentativen Rhetorik verschieden sind. Die Sozialkritik ist eng mit der historischen Arbeiterbewegung verbunden. Die Quelle der Empörung liegt hier in den Verelendungs- und Deprivationstendenzen, die oft mit der kapitalistischen Entwicklung einhergingen. Gebrandmarkt werden Egoismus, Ausbeutung und Formen der sozialen Polarisierung und Spaltung.¹⁰ Die so genannte „Künstlerkritik“ zielt auf Werte wie „Selbstverwirklichung“ des Individuums oder die „Authentizität“ der gesellschaftlichen Beziehungen. Boltanski und Chiapello zu Folge ist die Künstlerkritik für die derzeitige gesellschaftspolitische Situation von wesentlicher Bedeutung; aus diesem Grund soll sie näher ausgeleuchtet werden.

Die Bezugsquelle der Empörung ist die Uniformität und Standardisierung des Lebens im Kapitalismus, der „Warencharakter“ der sozialen Beziehungen und die erdrückende Verfasstheit der Bürokratie. Prominente Vertreter dieser Variante der Kapitalismuskritik sind sicherlich neben Max Weber, auch Theodor W. Adorno, Cornelius Castoriadis (dazu Wolf in diesem Band), Michel Foucault und Jürgen Habermas. Historisch gesehen ist die 1968er Protestbewegung vermutlich das erste Großereignis, das massenwirksam die Künstlerkritik gesellschaftsverändernd ins Werk setzte (vgl.: Gilcher-Holthey 1995: 44 ff).

In dieser Situation versuchte die französische Unternehmerschaft zunächst den neuen Formen der Kritik auf altem Terrain zu begegnen, indem sie sich auf die Sozialkritik einließ und hohe Lohnzugeständnisse gewährte. Die durch die 1968er Künstlerkritik inspirierte „autogestion-Bewegung“ der Gewerkschaften wuchs sich zu einer ernsthaften Gefahr aus (ausführlich dazu Hessinger in diesem Band). In den späten 1970ern übernahm dann das Unternehmerlager Teilar-

10 Peter Wagner spricht in seiner „Soziologie der Moderne“ in diesem Zusammenhang von einer „doppelten Instituiertheit“ der Moderne, die in dem teils gleichläufigen, teils aber auch gegenläufigen Streben nach „Freiheit“ einerseits und „Gleichheit“ andererseits zum Ausdruck kommt (Wagner 1995: 38). Auch Alain Touraines Deutung der Moderne liegt die These einer unaufheb-
baren Spannung zwischen Rationalität und Kreativität, zwischen Rationalisierung und Subjektivierung zugrunde (Touraine 1992: 46).

gumente der 68er Forderung nach „autogestion“ und modellierte diese um, indem sie deren Stoßrichtung auf eine Individualisierung und „Dekategorisierung“ der Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse hinlenkte. Das Ergebnis dieser Entwicklung – in Verbindung mit dem in den 1980er Jahren neu hinzukommenden Phänomen der Massenarbeitslosigkeit war das, was Boltanski und Chiapello als ein generelles „Schwinden der Abwehrkräfte der Arbeitswelt“ bezeichnen.

Das Ausspielen der Künstlerkritik gegen die Sozialkritik ist – wenn auch unter etwas anderen Vorzeichen – auch in den USA und der Bundesrepublik Deutschland anzutreffen. Mit Blick auf die amerikanischen Verhältnisse heißt es etwa bei Richard Rorty:

„Trotzdem hat die Erfolgsgeschichte der kulturellen Linken nach den 60er Jahren, die ich erzählt habe, auch ihre dunkle Seite. Gleichzeitig mit der steten Verringerung des sozial anerkannten Sadismus sind wirtschaftliche Ungleichheit und Unsicherheit stetig angewachsen. Es ist, als könnte sich die amerikanische Linke immer nur auf eines konzentrieren – als müsste sie die Stigmatisierung ignorieren, um sich nicht auf die Wirtschaft zu konzentrieren, oder umgekehrt“ (Rorty 1999: 80 f).

Mit Blick auf die deutschen Verhältnisse haben Kocyba (2000), Voswinkel (2002) und Honneth (2002b) gezeigt, dass die weit verbreitete Propagierung eines „kreativen Selbstunternehmertums“ und die nunmehr von den Unternehmen erwartete „normative Subjektivierung“ (Baethge 1991) von Arbeit den Beschäftigten offensichtlich neue Selbstausbeutungsrisiken aufbürdet. Der Umzug der Künstlerkritik aus den „Kommunen“ in die Unternehmen wurde so in eine erfolgreiche Strategie umgemünzt, mit der ein „sensibel und klug reagierendes Management auf die hedonistische Kapitalismus-Kritik der 68er“ reagiert hat (Honneth 2002b: 154).

Damit ist eine Situation beschrieben, in der die „Kritik“ durchaus erfolgreich eine bestehende Ordnung delegitimiert und doch – zumindest an den eigenen Ansprüchen gemessen – scheitert. In den späten 1970er und frühen 80er Jahren kam es dann darüber hinaus – teils in Verbindung mit der Künstlerkritik, teils unabhängig von ihr – zu weiteren Verschiebungen und Verlagerungen im organisatorischen und institutionellen Gefüge. Im Windschatten dieser Verlagerungen konnten sich mächtige Akteure – etwa solche transnationalen Konzerne, die Reich (1991) als „footloose companies“ beschreibt – dem Rechtfertigungsdruck im Rahmen eines fordistischen Regimes „legitimer Bewährung“ gänzlich entziehen. Folgt man der Argumentation von Boltanski und Chiapello, so entstand unter diesen Bedingungen eine Situation, die gleichsam bodenlos ist. Durch die Vereinnahmung einer „alt gewordenen“ Form der Kritik durch das Management wird diese zu einer Art „Schmiermittel“ für ein System von Kraftproben und

Verlagerungen, welches im eigentlichen Sinne keine nachprüfbare Legitimationsgrundlage mehr hat.

Die derzeitige „geistige Lage“ der kapitalistischen Entwicklung zeichnet sich also durch die Bezugnahme auf ein durchaus ernst gemeintes und ernst zu nehmendes „Enthusiasmus-Moment“ aus, das sich aus dem Fortwirken der genannten Wertigkeiten der 68er-Protestbewegung im heutigen Kapitalismus erklärt. Die immanente Ambivalenz „unternehmerischer Selbstbilder“ vieler Gruppen von lohnabhängig Beschäftigten ist das Produkt der Vereinnahmung und Neutralisierung kritischer Impulse der erfolgreich scheiternden Künstlerkritik. Gleichzeitig steht es mit der Fairness und den Gerechtigkeitsstandards der derzeitigen Ordnung nicht zum Besten. Weite Teile der Arbeitswelt durchzieht ein tief greifendes Bewusstsein von Existenzunsicherheit und Prekarität. Damit stellt sich die alte Frage nach dem gesellschaftsdiagnostischen Potential einer kritischen Soziologie und/oder einer Soziologie der Kritik neu.

Die Beiträge

Hermann Kocyba und *Stephan Voswinkel* nehmen die Studie von Boltanski und Chiapello zum Anlass, um nach Formen der Kritik wie auch nach dem Status einer Soziologie der Kritik zu fragen. Mit der internen, der polisexternen und der kapitalismus-transzendierenden Kritik unterscheiden sie drei Formen der Kritik am Netzwerkkapitalismus. Aus jeder der drei Kritikformen heraus werfen sie kritische Rückfragen an die Studie von Boltanski und Chiapello auf. Aus der Perspektive der polisinternen Kritik stellen sie die Frage, ob die projektbasierte Polis tatsächlich ein neues Wertsystem begründet. Nach Maßgabe der polisexternen Kritik stellen sie die These auf, dass die Rede von der Netzwerkgesellschaft vor allem eine ideologische Inszenierung ist, da sich Gesellschaften kaum als Projekt organisieren lassen. Mit Blick auf eine kapitalismus-transzendierende Kritik sind Kocyba und Voswinkel pessimistisch. Die Bedingung der Möglichkeit, um ein solches Projekt erfolgreich zu realisieren, ist nicht die moralische Verve der Kritik, sondern die überzeugende Vorstellbarkeit einer realisierbaren Systemalternative. An der Aufgabe, genau diesen großen Alternativentwurf zu formulieren, dürften nicht nur Boltanski und Chiapello scheitern.

Im folgenden Beitrag beschäftigt sich *Philipp Hessinger* mit der Rolle von Kritik und Protest in der Entwicklung des Kapitalismus am Beispiel der 68er-Bewegung in Frankreich. Während sich das Interesse von Boltanski und Chiapello in erster Linie darauf richtet, inwieweit die 68er-Künstlerkritik als Vorgriff auf ein neues, und spezifisch neu legitimiertes, „Regime“ des Kapitalismus gelten

kann, interessiert sich Hessinger für die Krise der post-68er-„autogestion-Bewegung“ und damit für so etwas wie die Krise der Kritik selber. Das Argument ist, dass die Ursache dieser Krise nicht nur in der Selbstwidersprüchlichkeit und dem Orientierungsverlust der sozialen Bewegung zu suchen ist. Eine weitere Ursache ist die zunehmende „symbolische Gewalt“ des neoliberalen Diskurses, der in dem Maße an Einfluss gewann, indem er sich auf die massenhafte Verbreitung eines „prekarierten Habitus“ stützen konnte. In diesem Kontext wird auf die Notwendigkeit einer Wechselbeziehung zwischen kritischer Soziologie – etwa im Sinne der Theorien von Bourdieu oder Adorno – und Soziologie der Kritik aufmerksam gemacht. So gesehen ist der „neue Geist des Kapitalismus“ keineswegs ausschließlich als eine Metamorphose der Werte der 68er-Künstlerkritik zu begreifen, sondern vielmehr als ein vielschichtiges Phänomen, zu dessen Entstehung vermutlich auch der neuere Neoliberalismus entscheidend beigetragen hat.

Die Aufsätze von Deutschmann, Hengsbach und Pohlmann im zweiten Teil des Bandes setzen sich mit der Frage auseinander, in welchem Maße der heutige Kapitalismus auf eine Dynamik der Weltbildentwicklung verweist und wenn ja, inwieweit die von Max Weber angestoßene und von Boltanski und Chiapello fortgeführte Diskussion über einen spezifischen „Geist“ des Kapitalismus in dieser Hinsicht von Interesse ist.

Zunächst porträtiert *Markus Pohlmann* die aus den USA stammende „neue wirtschaftsethische Kulturtheorie“. Er kritisiert dabei deren funktionalistische Umdeutung des Beitrags religiöser Glaubens- und Denksysteme zur Entwicklung des Kapitalismus als eine Art „halbierter Weberianismus“. Ähnlich wie Hengsbach plädiert er demgegenüber dafür, die Struktur- bzw. Funktions- und die Handlungsebene stärker auseinander zu halten, um so den handlungsleitenden Charakter kultureller- und religiöser Leitbilder und den Funktionszusammenhang kapitalistischer Entwicklung in ihrer jeweiligen Eigenlogik zu erfassen.

Christoph Deutschmanns Perspektive ist die einer kritischen Soziologie. Er geht davon aus, dass der Kapitalismus selber die Mythen generiert, derer er zu seiner weiteren Expansion bedarf. Dieses Moment von Irrationalität ist ihm also immanent. In diesem Sinne ist „Geld“ keineswegs ein bloßes Tauschmedium, sondern eine quasi-religiöse „Chiffre“, die eine Dimension von Andersheit im Hier und Jetzt repräsentiert. Hieraus entwickeln sich Mythen – Managementmythen, Technologiemythen und Konsummythen –, welche ein kaum zu übertreffendes Mobilisierungspotential darstellen.

Friedhelm Hengsbach verteidigt demgegenüber in Absetzung zu Deutschmann die Eigenlogik der religiösen Sphäre und weist die Beschreibung von Kapitalismus als „Religion“ zurück. Hengsbach nähert sich hier der Position einer